

Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementspreis pro Monat inkl. Bringerlohn 70 Pfg., bei Selbstabholung 60 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage „Neue Welt“ inkl. Bringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg. — Durch die Post bezogen (Postzeitungsliste Nr. 4527) vierteljährlich 2,10 Mk., für 2 Monate 1,40 Mk., für 1 Monat 70 Pfg. exkl. Postgebühren.

Redaktion: Tauscher Str. 19/21.
Telegramm-Adresse: Volkszeitung, Leipzig.
Telephon 2721.
Sprechstunde: 6—7 Uhr abends.

Inserate werden die 5spaltige Pettzelle oder deren Raum mit 25 Pfg., für Gewerkschaften, politische und gemeinnützige Vereine mit 20 Pfg. berechnet. Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Betrag ist im Voraus zu bezahlen. — Schluß der Annahme von Inseraten für die nächste Nummer Freitag 9 Uhr. — Aufgegebene Inserate können nicht wieder zurückgezogen werden.

Die Leipziger Volkszeitung erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag und Expedition: Tauscher Straße 19/21. Geschäftszeit 8—12 und 2—7 Uhr, Sonn- und Feiertags geschlossen.

Die Vermögenssteuer in Sachsen.

* Leipzig, 29. Januar.

In der Denkschrift über die Weiterführung der Reform der direkten Steuern, die der Steuerreformvorlage der sächsischen Regierung vorausgeschickt ist, wird darauf hingewiesen, daß bei dem fortschreitenden Steigen der Staatsausgaben auch neue Einnahmequellen immer dringender geworden seien und daß deshalb auch in der Zweiten Kammer wiederholt in immer dringlicherer Weise die Forderung gestellt worden sei, die Reform der direkten Steuern in der Richtung einer gleichmäßigen Vorausbesteuerung des fundierten Einkommens, des Einkommens aus Besitz, weiterzuführen. Diesem wiederholten dringenden Verlangen hat schließlich die Regierung genügt durch die Vorlage vom 9. November 1897. Nach dem vorgelegten Reformplan sollte die Grundsteuer an die Schulgemeinden überwiesen werden und dafür die Schuldotations wegfallen; weiter sollte eine allgemeine Vermögenssteuer eingeführt und die Erbschaftsteuer ausgedehnt werden. Aber beide Kammern beschloßen, die Vermögenssteuer abzulehnen, auch die erweiterte Erbschaftsteuer fand keine Gnade. Damit war die auf das wiederholte Verlangen der Zweiten Kammer vorgeschlagene Besteuerung des fundierten Einkommens gescheitert. Nächsten Donnerstag beginnt in der Zweiten Kammer die Schlussberatung über die neue Vermögenssteuervorlage. Es ist deshalb nicht uninteressant, einen Blick auf die Verhandlungen der Zweiten Kammer vom 28. April 1898, in der die erste Vermögenssteuervorlage beraten wurde, zu werfen.

Die Agrarier wollten durchaus, daß die Landwirtschaft von der Vermögenssteuer verschont bleiben sollte. Sie machten zur Begründung ihrer ablehnenden Haltung ein ganz besonderes Beispiel auf, indem sie behaupteten, daß die Landwirtschaft höchstens die Hälfte des landesüblichen Zinsfußes verdiene und außerdem seien 50 Prozent des landwirtschaftlichen Besitzes verschuldet. Und um den Notstand der Agrarier recht augenscheinlich werden zu lassen, behaupteten sie, daß die Rente, die das landwirtschaftliche Vermögen und die landwirtschaftlichen Grundstücke einbrächten, auf den — verschuldeten Teil zu rechnen, daß der unverschuldete Teil also völlig rentenlos sei. Der Abgeordnete Richter-Großschönau erklärte ganz offen, es sei das Prinzip des Gesetzes, das ihn vor den Kopf stoße. „Ich kann mir nicht helfen“, sagte er, „ich habe die Empfindung, daß wir uns mit demartigen Gesetzen dem demokratischen Zukunftsstaate um einige Pferdelängen nähern, daher auch das Wohlwollen und die Zufriedenheit der Herren hinter mir (der Sozial-

demokraten!) mit diesem Steuergesetzentwurfe . . . Ich habe also jedenfalls nicht so ganz unrecht, wenn ich behaupte, ein weiterer Schritt zum zukünftigen Kasernenstaate ist geschehen . . . Wenn Sie in Sachsen in der Lage sind, das Geld sich auf andere Weise verschaffen zu können, dann wehren Sie sich mit Hand und Fuß gegen diese Vermögenssteuer, die hundert Unannehmlichkeiten im Schoße birgt.“ Die Agrarier gebärdeten sich also als offene Feinde der Steuer auf das fundierte Einkommen. Nur keine Belastung der Besitzenden, so klang es aus allen ihren Reden heraus. In einer so geringfügigen Steuer, wie sie die Regierungsvorlage vorsah, sah man bereits einen Schritt auf dem Wege zu dem sozialistischen Zukunftsstaate, nämlich eine Konfiskation des Vermögens.

Aber nicht nur die Agrarier waren Gegner der Steuer, sondern auch ein großer Teil der Nationalliberalen. Der Abg. Böhmek, der kürzlich verstorben ist, äußerte sein Mißbehagen gegen den neuen Steuervorschlag, indem er ausführte, der Gedanke, daß man sein Vermögen darlegen solle, gehe einem so gegen den Strich und so gegen die Natur, daß er einem nie und nimmer gefallen könne. Die Vermögenssteuer wurde bekanntlich mit 51 gegen 25 Stimmen abgelehnt.

Die Regierung war über diese Haltung der Zweiten Kammer erklärlicherweise nicht erbaut. Minister v. Wagnendorff machte seinem Herzen in deutlichen Worten Luft. „Es ist mir ja ziemlich erklärlich“, sagte er, „daß es Ihrer Majorität jetzt, wo Sie die Vermögenssteuer abzulehnen im Begriffe stehen, nicht gerade bequem ist, so eine intellektuelle Miturheberschaft an der Vorlage zu haben, ich bedauere aber, sie Ihnen nicht abnehmen zu können. . . Die Regierung ist in der loyalsten Weise den Wünschen der Kammer entgegengekommen. Warum soll nun die Regierung diese Vorlage zurückziehen, wenn ein Meinungsunterschied eintritt in der Kammer, wenn diejenigen Herren dagegen sind, die früher dafür waren?“ Und als die Kammer gegen diese Darlegung der Sachlage murmelte, erklärte der Minister in einer Sprache, wie man sie in der Zweiten Kammer vom Ministerische aus seit Jahrzehnten nicht gehört hat: „Ich denke, ein Mann kann, ohne seiner Ehre zu nahe zu treten, seine Ansicht ändern, er kann eine andere Ueberzeugung gewinnen als die, die er früher gehabt hat, er kann sich belehren lassen, nach Umständen aus geänderten Verhältnissen u. c., und das selbe glaube ich, gilt auch von einer politischen Partei. Aber dann erwarte ich auch, daß man sich ehrlich zu dem Meinungswechsel bekennt und nicht den Versuch macht, einem Dritten etwas anzuhängen, was man selbst durch den Meinungswechsel herbeigeführt hat. Es gehört ein gewisser Mut dazu, der Mut der Ueberzeugung; den soll man aber haben. . .“

Ich bekomme den Eindruck, daß dieser Mut nicht überall vorhanden gewesen ist.“ So der Minister! Man kann sich denken, wie diese Worte wirkten. Der Abg. Mehnert konnte sich in seinem Horn nicht enthalten, seinen hofrätlichen Schwiegervater auf dem Präsidentenstuhle anzufahren, daß er eine derartige Kritik der Kammer ungestört und ungerügt passieren ließ. Dem Minister aber warf Herr Mehnert entgegen, daß eine derartige Sprache in der Kammer vom Ministerische aus noch nicht gehört worden sei. Paulsen Mehnert und seine reaktionären Freunde mochten sich wohl ob der Rede des Ministers getroffen fühlen, denn recht hatte er. Und wenn etwas auszusagen war an der Rede des Ministers, so war es der Umstand, daß sie nicht die ganze Wahrheit enthielt. Der Minister hätte hinzufügen können, daß die Mehrheit der Kammer gar nicht ihre Ansicht geändert habe, sondern daß sie seiner Zeit, als sie eine Besteuerung des fundierten Einkommens verlangte, vielleicht gar nicht daran gedacht hat, eine solche Steuer zu bewilligen, sondern daß sie nur wieder einmal in Worten die „tragfähigen Schultern“ belasten wollte, an die Ausführung eines solchen Planes aber im Ernste gar nicht gedacht habe. Freilich, so etwas durfte der Minister seinen konservativen Freunden nicht sagen. Die Meinung in bürgerlichen Kreisen war damals so allgemein gegen die Vermögenssteuer, daß selbst die königliche Leipziger Zeitung schreiben durfte: „Daß aber ein solches Verfahren in seinen Konsequenzen nur zur kräftigsten Ausbeutung der Vermögenden führen kann, bedarf keiner weiteren Darlegung.“ Und da sollte man glauben, daß die reaktionäre Mehrheit im Ernste die Besteuerung des fundierten Einkommens verlangt habe?

Welches wird nun das Schicksal der Vermögenssteuervorlage im gegenwärtigen Landtage sein? Die Finanzlage hat sich mittlerweile so außerordentlich verschlechtert, daß neue Steuerquellen geschaffen werden müssen. Die Deputation der Zweiten Kammer sagt in ihrem Bericht, daß die Einführung einer allgemeinen Vermögenssteuer nicht zu umgehen sein werde. Sie hat aber an der Regierungsvorlage eine Reihe Änderungen vorgenommen, von denen man nicht weiß, ob die Regierung ihnen zustimmen wird. Es ist deshalb charakteristisch, daß bereits ein bürgerliches Blatt die Meinung ausspricht, die Annahme der Vermögenssteuer sei noch nicht gesichert. Der wichtigste Faktor bei der Annahme der Vermögenssteuer ist aber die Erste Kammer. Von diesem „Parlament“ hat man bisher noch nicht gehört, wie es sich gegenwärtig zur Vermögenssteuer stellt. Daß die Herren in der Ersten Kammer ihre grundsätzliche Gegnerschaft zur Vermögenssteuer ausgegeben haben sollten, ist nicht wohl anzunehmen. Es ist nicht ohne Bedeutung, daß vor einigen Tagen die konservative Fraktion des

Seuilleton.

Manuskript verlesen.

Die leibhaftige Bosheit.

Roman von Gustav Wied.

Einzig berechtigte Uebersetzung aus dem Dänischen von Mathilde Mann.

Bei Karen Thomsen war ein schneeweißes Tisch Tuch auf den Mahagonitisch in der Stube hinter dem Laden ausgebreitet; die Kaffeetassen waren aufgestellt, und im Mittelpunkt stand ein großer Kessel mit Kuchen.

Von der Straße her erscholl Jahrmärktlärm. „Kommt denn Manuel nicht, Schwester Karen?“ fragte der Küster. Die Gäste hatten noch keine Gelegenheit gehabt, ihn zu begrüßen.

„Ja-a!“ sagte Madam Thomsen, — „jezt wird er wohl bald fertig sein.“ Madam Thomsen war in der letzten Zeit so mager und scharf im Gesicht geworden.

„Er läßt es sich fauer werden!“ sagte Jakob Henriksen.

„Ja, er ist sehr eifrig!“ Wulfbine saß auf einem Stuhl am Fenster und guckte aus. Auf dem Fensterbrett vor ihr stand der Nähkasten, und von Zeit zu Zeit blies sie ein Staubkorn von einer der Nuscheln, blies und trocknete mit dem Taschentuch nach.

„Da kommt Manuel!“ sagte sie und klappete zusammen.

Die Ladenglocke klingelte. „Ich bin es!“ sagte eine Stimme. Und Thomsen trat in das Zimmer.

Er sah sich um, als erwache er. Dann ging er hin und drückte den Gästen die Hände.

„Guten Tag, Onkel Jakob! Guten Tag, Wulfbine!“ Hätte Wulfbine eine leere Cementtonne gehabt, in die sie hätte hineintreiben können, sie würde es gethan haben. Es knackte und krachte in ihr vor Geniertheit. Manuel aber schien ihre Verwirrung nicht zu bemerken.

„Nun, wie befindet man sich?“ fragte er.

„Danke, Dine und mir geht es gut; wir beklagen uns nicht!“

„Kann ich den Kaffee einschenken, Manuel?“

„Giebt es Kaffee, Mutter Karen?“ Thomsen sandte seiner Mutter einen wütenden Blick zu.

„Ja, ich dachte, weil —“ stammelte sie.

„Ja, dann schenk nur ein!“ unterbrach Manuel sie.

Karen schlich in die Küche hinaus.

„Wulfbine wollte ja so gern zu Markt,“ begann der Küster.

„Um, ja!“

„Und so kamen wir denn hierher. Wir fuhrten mit dem Schulzen zusammen.“

„So!“

Schweigen.

„Du hast wohl augenblicklich viel zu thun, Manuel?“ begann der Onkel von neuem.

„Man muß ja das tägliche Brot verdienen!“

„Ja-a! — — Besuchst Du uns nicht einmal am Sonntag?“

Wulfbine senkte den Blick und verank in den Fußboden.

„Der Sommer ist jetzt ja bald vorüber, Onkel Jakob.“

„Um, das ist er ja — — Aber Du weißt doch, daß Du uns jederzeit willkommen bist!“

„Ja—a, danke, das weiß man — —“

Manuel ging rastlos im Zimmer auf und nieder. Und seine Verwandten betrachteten ihn mit scheuen Seitenblicken, denn Mutter Karen hatte ihnen, als sie allein waren, ihr Herz ausgeschüttet.

„Wir haben auch eine halbe Tonne Kartoffeln mitgebracht,“ versuchte der alte Jakob zum drittenmal. —

„Ich habe sie drüber in den Schuppen hineingefegt.“

„Danke,“ nickte Thomsen und klärte ein wenig auf. —

„Die wachsen hier in der Stadt ja auch nicht auf den Straßen!“

„Nein, natürlich nicht! Aber den Saft möchte ich gern wieder mit haben. Du kannst die Kartoffeln wohl ausschütten.“

„Das will ich thun. Hast Du Mortensen da drüber gesehen?“

„Ja—a!“

„Er ist recht jämmerlich!“

„Er ist ja schon alt!“

„Glaubst Du, daß er es diesen Winter noch macht?“

„Du solltest ihn gewiß in die Wärme hineinnehmen.“

„Wenn er mir nun stirbe!“

Manuel blieb plötzlich stehen und starrte den Onkel wild an.

„Er hält sich wohl, Manuel!“

„Wenn er stirbe, wäre das Ganze vorbei!“

„Ach nein, nein!“

Wulfbine hatte ihren Kasten mit allen seinen Nuscheln über den Anblick des Betters gänzlich vergessen. Ihre Augen waren bekümmert, — demütig. Und ihre dicken, roten Hände hatte sie unwillkürlich vor sich im Schoß gefaltet. Klein, rundlich und unterseht, wie sie war, glück sie mit ihrem runden Gesicht, ihren kleinen Augen und ihrem blonden Haar Emanuel ganz auf-